

Waldhusen – Lübecks Forstrevier hat eine bewegte Geschichte.



Das Forstrevier Waldhusen hat eine lange und bewegte Geschichte, die bis ins Jahr 1715 zurückgeht. Seit 1765 steht mitten im Wald das Forsthaus. Zuletzt wurde es von Hans-Rathje Reimers bewohnt. Er kennt den Wald und seine Geschichte so gut wie kein anderer.

Hans-Rathje Reimers ist Förster aus Leidenschaft und er ist Historiker in Sachen Wald. Sein ehemaliges Revier kennt der pensionierte Förster wie seine Westentasche. 1962 hat er das Revier von seinem Schwiegervater übernommen. „Heute ist es sehr selten, dass ein Förster das Revier erbt“, sagt Hans-Rathje Reimers. „Früher war das normal. Es gab auch in Lübeck Försterdynastien, die über mehrere Generationen Bestand hatten.“

Wir treffen uns am Forsthaus Waldhusen. Hier hat Hans-Rathje Reimers 43 Jahre lang gewohnt und gearbeitet, mitten in seinem Revier, so wie es Tradition ist bei den Förstern. Sein Nachfolger ist der erste Waldhusener Förster, der nicht im Forsthaus wohnt. Seit zwei Jahren ist in dem großen Gebäude, das 1765 im Stil eines Nie-

dersächsischen Hallenhauses erbaut wurde, nur noch das kleine Forstbüro untergebracht.

Auf der Tenne stehen Futtertröge mit angrenzenden Kuhställen. „Meine Schwiegereltern hatten noch Kühe“, sagt Hans-Rathje Reimers. Die Förster bekamen früher ein geringes Gehalt. Sie waren Selbstversorger. Im Forsthaus wohnten auch Mägde und Knechte, die in der Landwirtschaft halfen.“ Deren Kammern sind noch erhalten.

In einem 1806 errichteten Anbau ist das Geibelzimmer. Hier hat der Lübecker Dichter Emanuel Geibel einige Sommer verbracht. Es ist das Zimmer mit dem schönsten Blick auf das Forstrevier.

Vor dem Forsthaus ist eine große Wiese, auf die das Wild zum Äsen kommt. Daneben liegt ein Teich, der im Mittelalter als Viehtränke

angelegt wurde. Und dann ist da die Waldarbeiterkate. Die Kate wurde 1715 als Holzvogtei erbaut. Der Holzvogt sollte den damals weit verbreiteten Holzdiebstahl eindämmen. Aus diesem Grund musste er vor Ort wohnen. 1765 wurde der damalige Holzvogt zum ersten Förster in Waldhusen befördert und zog in das neue Forsthaus um.

Wir verlassen das Forsthaus zu einem kleinen Rundgang durch den Wald. „Hier war das Lager Pöppendorf“, sagt Hans-Rathje Reimers, als wir unter dreißig Meter hohen Douglasien stehen. Riesige Nadelbäume, dabei ist das ehemalige Flüchtlingslager doch erst Anfang der fünfziger Jahre aufgelöst worden. „Nur jeder neunte Baum ist hier eine Douglasie“, erklärt Förster Reimers: „Douglasien waren damals sehr teuer. So wurden

acht Fichten auf eine Douglasie gesetzt.“ Die Douglasien sind viel schneller gewachsen. Viele Fichten sind schon ausgeforstet worden. So bezeichnet der Förster das Fällen von Bäumen, wenn der Bestand zu dicht ist. Bei Neuaufforstungen werden keine Douglasien mehr gepflanzt, da das Lübecker naturnahe Waldkonzept nur heimische Baumarten vorsieht.

Wir kommen an eine Schonung. Vor zwanzig Jahren brach ein Sturm alle großen Bäume. Die Fichten waren dem norddeutschen Sturm nicht gewachsen. Das Bild heute: „Zuerst siedeln sich Beerenbüsche an. Nach dreißig Jahren folgen Birken, dann Kiefern und irgendwann setzten sich Buchen durch“, erklärt Hans-Rathje Reimers. Hier ist nachgeholfen worden. Die Buchen sind schon da. Sie wurden gepflanzt.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich im Forst einiges geändert. Hans-Rathje Reimers erinnert sich an seine Anfangsjahre. Das war die Zeit der großen Wiederaufforstung. In den Nachkriegsjahren wurde im Wald für Reparationsleistungen und zu Heizzwecken wahrer Raubbau getrieben. Von 1945 bis 1949 hat der Wald die gesamte Lübecker Bevölkerung mit Brennholz versorgt. „Ich hatte damals zehn Waldarbeiter und im Sommer zusätzlich fünfzig sogenannte Kulturfrauen, die junge Bäume gepflanzt haben.“

Damals war das Revier Waldhusen 450 Hektar groß. Der Wald lag rund um das Forsthaus. Förster Reimers wanderte zu Fuß durch sein Revier. Mit der Zeit kamen mehrere Wälder hinzu. Der Israelsdorfer Wald und ein Revier in der Nähe von Ahrensböck, auch

der Priwall und der Kalvarienberg in Travemünde gehören heute zum Waldhusener Revier. Als Hans-Rathje Reimers vor zwei Jahren in Pension gegangen ist, hat er seinem Nachfolger 1200 Hektar übergeben.

Das Revier Waldhusen hat 1990 eine ganz besondere Erweiterung erfahren. 50 Hektar Wald auf dem Gebiet der ehemaligen DDR wurden der Alteigentümerin zurückgegeben. Das Waldstück ist, wie auch ein großer Teil des Waldhusener Forstes, im Besitz der Lübecker Stiftung St. Johannis Jungfrauenkloster. „Die DDR-Behörden dachten, der Wald sei in Kirchenbesitz. Folglich wurde er der evangelischen Kirche in Neubrandenburg zugeschrieben. Die konnte sich zu DDR-Zeiten nicht um den neuen Besitz kümmern. Somit blieb der Wald sich selbst

überlassen“, berichtet Hans-Rathje Reimers. Für Lübeck war der „Urwald“ ein willkommenes Geschenk. Der Schattiner Wald im Niemandsland der ehemaligen innerdeutschen Grenze liegt schon seit sechzig Jahren im Dornröschenschlaf. Er wird auch heute nicht bewirtschaftet.



Der Wirtschaftswald

90 Prozent des Lübecker Stadtwaldes sind Wirtschaftswald. Auf den Einsatz von Chemikalien und Bodenbearbeitung wird bei der „naturnahen Waldnutzung“ verzichtet. Bei der Holzernte werden nur einzelne Bäume oder kleine Baumgruppen entnommen. Die Bäume sollen definierte Zieldurchmesser erreichen. Das sichert eine gute Altersstruktur und damit eine hohe ökologische, ökonomische und ästhetische Wertigkeit. Nicht verwertbares Holz bleibt im Wald an Ort und Stelle liegen. Im Wirtschaftswald sollen Biotopbäume stehen bleiben. Das sind Bäume, die zum Nisten von Vögeln dienen, aber auch besonders schöne Bäume.

Das „Lübecker Modell“

Das „Lübecker Modell“ der „naturnahen Waldbewirtschaftung“ basiert auf einer natürlichen Waldgesellschaft. Das sind Pflanzen, die sich ohne menschlichen Einfluss von Natur aus in einer bestimmten Region durchsetzen würden. Die Pflege ist auf ein Minimum beschränkt. Das spart Kosten und erhöht die Produktivität, weil gleichzeitig der Wald weniger anfällig ist für Krankheiten, Dürre- und Sturmschäden. Der Wald ist gesünder.

Zehn Prozent Urwald

Auf mindestens zehn Prozent der Waldfläche erfolgen – mit Ausnahme der Jagd – keinerlei Eingriffe. Diese mindestens 20 Hektar großen Referenzflächen dienen der Beobachtung und Dokumentation der natürlichen Entwicklung.